

# Ryū Murakami



SEPTIME

# Inhaltsverzeichnis

|                       |  |
|-----------------------|--|
| Cover                 |  |
| Impressum             |  |
| Autor und Klappentext |  |
| Titelseite            |  |
| Buchanfang            |  |
| 1                     |  |
| 2                     |  |
| 3                     |  |
| 4                     |  |
| 5                     |  |
| 6                     |  |
| 7                     |  |
| 8                     |  |
| 9                     |  |
| 10                    |  |
| 11                    |  |
| 12                    |  |
| 13                    |  |
| 14                    |  |
| 15                    |  |
| 16                    |  |
| 17                    |  |
| 18                    |  |
| 19                    |  |
| 20                    |  |
| 21                    |  |
| 22                    |  |
| 23                    |  |
| 24                    |  |
| 25                    |  |
| 26                    |  |
| 27                    |  |

28

29

30

31

32

33

34

Leseproben

Ryu Murakami - Das Casting

Notes

Ryū Murakami, Coin Locker Babys

E-Book

ISBN: 978-3-903061-15-6

Originaltitel: Koinrokkā beibīzu © 1980, Ryū Murakami

All rights reserved

© der deutschen Ausgabe: 2015, Septime Verlag, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Zeus E. Jungrecht

Umschlag: Jürgen Schütz

Umschlagfoto: © leungchopan – Fotolia.com

Printversion: Hardcover, Schutzumschlag, Lesebändchen

ISBN: 978-3-902711-35-9

**[www.septime-verlag.at](http://www.septime-verlag.at)**

[www.facebook.com/septimeverlag](https://www.facebook.com/septimeverlag) |

[www.twitter.com/septimeverlag](https://www.twitter.com/septimeverlag)

## **Ryū Murakami**

Jahrgang 1952, ist neben seiner Tätigkeit als Filmmacher einer der interessantesten japanischen Schriftsteller der Gegenwart. Mit dem Akutagawa-Preis ist er Inhaber des wichtigsten japanischen Literaturpreis.

2013 erschien sein Roman *Das Casting*, die Romanvorlage des Miike Kultfilm *Audition*, bei Septime.

### **Klappentext**

»*Ein Knockout...ein großes pulsierendes Gleichnis.*«

**Washington Post**

»*Teuflisch und brilliant.*«

**Oliver Stone**

»*Die Kraft dieses Buches packte mich am.*«

**Banana Yoshimoto**

Hashi und Kiku wurde nach ihrer Geburt in Münzschließfächern zurückgelassen. Die beiden Jungs verbringen ihre Jugend zunächst im Waisenhaus und später bei Pflegeeltern auf einer verlassenen Insel, bevor sie schließlich in die Stadt ziehen, um die Frauen, die sie weggegeben hatten, zu finden und zu vernichten. Gemeinsam oder getrennt ist ihre Reise vom Münzschließfach zu einem atemberaubenden, wilden Höhepunkt eine Achterbahnfahrt durch die unheimliche Landschaft eines Japans im späten zwanzigsten Jahrhundert. Nachdem sie ihre Zieheltern verlassen hatten, zieht es beide ins Ghetto, eine von Freaks und Strichern belebte Gegend. Während sich Hashi zu einem bisexuellen Rocksänger entwickelt, Star in dieser exotischen Halbwelt, sieht Kiku, seine Rache in Gesellschaft seiner Freundin, einem Modell, die ihre Wohnung in einen tropischen Sumpf

für ein Krokodil umgewandelt hat. Doch die Rachepläne, die Kiku verfolgt, gehen weitr als bloß seine Mutter zu finden... »Coin Locker Babys« nennt man in öffentliche Schließfächer abgelegte Neugeborene. Diese Praxis findet man häufig in Japan oder China vor. Es ist nahezu ausgeschlossen, dass ein Baby dies überlegt.

*Coin Locker Babys* ist eien surreale Coming-of-Age-Geschichte in einem Japan der nahen Zukunft, die Ryū Murakami als einen der einfallsreichsten Autoren der Welt etablierte.

Ryū Murakami

**Coin Locker Babys**

Roman | Septime verlag

Aus dem Japanischen von Ursula Gräfe

1



Die Frau drückte dem Säugling auf den Bauch und sog sein kleines Glied in ihren Mund. Es war so dünn wie die amerikanischen Mentholzigaretten, die sie gern rauchte, und schmeckte nach rohem Fisch. Sie wartete, ob das Kind anfangen würde zu weinen, aber da es sich nicht rührte, zog sie ihm die dünne Plastikfolie vom Gesicht. Sie legte einen Pappkarton mit zwei Handtüchern aus und bettete es hinein. Anschließend versiegelte sie den Karton mit Klebeband und wickelte eine Schnur darum. Auf den Deckel und die Seiten schrieb sie in großer Schrift einen falschen Namen und eine erfundene Adresse. Sie frischte ihr Make-up auf, doch als sie in ihr gepunktetes Kleid schlüpfen wollte, spannten ihre prallen Brüste so schmerzhaft, dass sie sie mit der rechten Hand massierte und etwas weißliche Flüssigkeit auf den Teppich tropfte. Ohne sie zu entfernen, zog sie ihre Sandalen an, griff nach dem Karton mit dem Kind und verließ die Wohnung. Während sie ein Taxi heranwinkte, dachte sie an das Spitzendeckchen, an dem sie häkelte. Wenn sie es fertig hatte, würde sie einen Topf mit Geranien daraufstellen. Es war ein außerordentlich heißer Tag und ihr war etwas schwindlig. Das Radio im Taxi meldete, dass die Temperaturen Rekordhöhe erreicht und unter Alten und Kranken bereits sechs Todesopfer gefordert hatten. Am Bahnhof angekommen, schob die Frau den Karton in eines der Münzschließfächer und wickelte den Schlüssel in eine Damenbinde. Um der staubigen Hitze zu entfliehen, ging sie in ein Kaufhaus, warf den Schlüssel dort in eine Toilette und rauchte eine Zigarette. Als sie sich etwas abgekühlt hatte, kaufte sie eine Strumpfhose, Chlorbleiche und Nagellack, dann trank sie einen Orangensaft. So durstig war sie gewesen! Wieder suchte sie die Toilette auf, stellte sich ans Waschbecken und begann, mit größter Sorgfalt den eben gekauften Nagellack aufzutragen.

Als sie ihren linken Daumnagel lackiert hatte, brach dem halb toten Baby in seinem dunklen Gefängnis der Schweiß aus. Er strömte aus allen Poren seines Körpers und kühlte ihn. Die Finger des Kindes zuckten, sein Mund öffnete sich und es begann zu schreien. Es war einfach zu heiß in dem feuchten, stickigen, zweifach versiegelten Karton. Die Hitze hatte den Blutkreislauf des Kindes beschleunigt und es damit geweckt. Sechsenddreißig Stunden nachdem der kleine Junge zum ersten Mal mit Luft in Berührung gekommen war, erlebte er in dem engen, dunklen Kistchen eine Art Wiedergeburt. Er schrie so lange, bis jemand ihn fand.

Man brachte ihn auf die Säuglingsstation in einem Polizeikrankenhaus. Einen Monat später erhielt er den Namen Kikuyuki Sekiguchi. Sekiguchi war der Name, den die Frau auf den Karton geschrieben hatte. Kikuyuki war die Nummer 18 auf der Namensliste für Findelkinder der Sozialstation von Nord-Yokohama. Als Geburtsdatum trug man den 18. Juli 1972 ein, den Tag, an dem man ihn gefunden hatte.

Kikuyuki kam in das Waisenhaus *Unsere Liebe Frau von den Kirschblüten*. Das Kirschblütenheim, wie es im Volksmund hieß, war von einem hohen Eisenzaun umgeben und grenzte an einen Friedhof. Zierkirschen säumten die Zufahrtsstraße. Kikuyuki, den die anderen Kinder Kiku nannten, wuchs unter der Obhut der Nonnen heran, die ihm ihre Gebete beibrachten.

»Du hast einen Vater im Himmel, der dich beschützt«, erklärten sie ihm außerdem, »und du musst an ihn glauben.« In der Kapelle hing ein Bild von diesem Vater. Er hatte einen Bart und stand auf einer Klippe am Meer, wo er andächtig ein neugeborenes Lamm gen Himmel hielt. Kiku stellte den Schwestern immer wieder die gleichen Fragen: Wo war er auf dem Bild und warum war der Vater ein Ausländer? Und sie erklärten ihm, dass das Bild vor seiner Geburt gemalt worden sei und der Vater außer ihm noch viele andere Kinder habe. Augen- und Haarfarbe würden für ihn keine Rolle spielen.

Die Kinder im Kirschblütenheim wurden nach ihrem Aussehen adoptiert – die hübschesten zuerst. Jeden Sonntag, wenn sie nach dem Gottesdienst im Freien spielten, kamen Paare, um sie zu begutachten. Kiku war kein hässlicher Junge. Gefragt waren aber eher Kinder, die ihre Eltern bei einem Verkehrsunfall verloren hatten. Die brauchten nicht einmal besonders hübsch zu sein. Und so blieb Kiku, auch als er längst laufen konnte.

Damals wusste er noch nicht, dass er sozusagen in einem Münzschließfach das Licht der Welt erblickt hatte. Das erfuhr er erst von einem Jungen namens Hashi – Hashio Mizouchi –, der auch zu den Ladenhütern gehörte.

»Hör mal«, sagte Hashi eines Tages im Sandkasten zu Kiku. »Wir beide sind die einzigen, die das Schließfach überlebt haben. Alle anderen sind tot. Nur du und ich nicht.« Hashi war mager und etwas kurzsichtig. Seine feuchten Augen blickten stets in eine unbestimmte Ferne, sodass Kiku immer das Gefühl hatte, er sähe durch ihn hindurch. Außerdem verströmte er einen leicht medizinischen Geruch. Anders als Kiku, dessen andauerndes Geschrei in dem dunklen, heißen Karton einen Polizisten alarmiert hatte, war es Hashis schwächliche Konstitution gewesen, die ihn gerettet hatte. Die Frau, die ihn ausgesetzt hatte, hatte ihn ungewaschen und nackt in einer Papiertüte in dem Schließfach deponiert. Wegen eines durch eine Eiweißallergie hervorgerufenen Ausschlags hatte sie ihn von oben bis unten mit einer medizinischen Salbe eingerieben und gepudert. Der Puder löste einen Hustenreiz bei dem Baby aus und es erbrach sich. Der Geruch nach parfümiertem Erbrochenen drang durch die Ritzen des Schließfachs, sodass der Hund eines zufällig vorübergehenden Blinden anschlug.

»Es ist ein großer schwarzer gewesen«, verkündete Hashi nimmermüde. »Deswegen sind das meine absoluten Lieblingshunde.«

Schließfächer sah Kiku zum ersten Mal auf einem Ausflug in einen Vergnügungspark vor der Stadt. Am Eingang zur Rollschuhbahn. Es war Hashi, der sie ihm zeigte. Ein Mann auf Rollschuhen öffnete eine kleine Tür und packte sein Jackett und seine Tasche hinein. Viel mehr als ein Regal ist das ja nicht, dachte Kiku. Er ging näher heran, um das Innere zu erkunden. Es war staubig und seine Hand wurde schmutzig.

»Sieht aus wie ein Bienenkorb, was?«, sagte Hashi. »Haben wir doch mal im Fernsehen gesehen, weißt du noch? In den Kästen brüten die Bienen ihre Eier aus. Sie haben eine Menge Eier, doch die meisten sterben ab. Aber wir sind ja keine Bienen, wir kommen aus Menscheneiern.«

Kiku stellte sich vor, wie der bärtige Vater auf dem Bild in der Kapelle ein schleimiges Ei nach dem anderen in Schließfächer legte. Nein, das konnte nicht sein. Er vermutete, dass die Eier von Frauen kamen. Und der Pater die ausgeschlüpften Babys dem Himmel präsentierte.

»Guck mal.« Hashi stieß ihn an.

Eine Rothaarige mit Sonnenbrille suchte mit einem Schlüssel in der Hand ihr Schließfach. Bestimmt waren es dicke Weiber wie dieses, die die Eier legten. Vielleicht war sie gerade dabei. Die Frau blieb vor ihrem Schließfach stehen und steckte den Schlüssel ins Schloss. Die Tür ging auf und runde rote Dinger kullerten heraus. Kiku und Hashi schrien auf. Panisch versuchte die Frau, sie mit beiden Händen aufzufangen, dennoch rollte eins davon den beiden Jungen vor die Füße. Aber es war kein Ei, sondern eine Tomate. Kiku zerstampfte sie. Außer dem Saft, der aus dem roten Ei auf seine Schuhe spritzte, war nichts darin, weder ein Bruder noch eine Schwester für ihn.

Wenn die anderen Kinder Hashi ärgerten, beschützte ihn Kiku. Hashi hasste es, berührt zu werden, vielleicht weil er so schwächlich war. Kiku war der einzige, den er an sich heranließ. Besonders Angst hatte er vor erwachsenen Männern. Der Bäcker, der dem Waisenhaus das Brot lieferte, hatte ihm einmal auf die Schulter geklopft und dabei gesagt: »Du riechst immer irgendwie nach Salbe, Kleiner«. Hashi war sofort in Tränen ausgebrochen. Kiku vermutete, dass sein ganzer Körper mit Tränen angefüllt war, und wusste, dass sein Freund in solchen Momenten nicht ansprechbar war. Wenn Hashi laut weinend, vor Angst am ganzen Körper schlotternd flehte, nicht mit ihm zu schimpfen, blieb Kiku einfach stumm und ohne eine Miene zu verziehen bei ihm stehen, bis er sich beruhigte. Deshalb wich Hashi ihm auch nicht von der Seite und folgte ihm sogar bis auf die Toilette, doch Kiku stieß ihn nie zurück. Denn auch er brauchte Hashi. Ihre Beziehung war wie die zwischen einem Körper und einer Krankheit. Durchleidet ein Mensch eine unüberwindliche Krise, flüchtet sich sein Körper in eine Krankheit.

In jedem Frühjahr, sobald die Kirschblüten aufbrachen, bekam Hashi einen Husten, der wie ein Sturm in seiner Brust wütete, aber in einem Jahr erwischte es ihn besonders schlimm. Asthma und Fieber schüttelten ihn. Seine Neigung, sich zurückzuziehen, verstärkte sich, da er nicht im Freien spielen konnte, und er entwickelte eine seltsame Leidenschaft dafür, »Haus« zu spielen. Dazu errichtete er auf dem Fußboden das vollkommene Modell einer Küche mit Plastikgeschirr, Spielzeugtöpfen, Bratpfanne, Spielzeugwaschmaschine, Kühlschrank und allem, was dazugehörte. Und wenn er sein kleines Reich fertig hatte, durfte nichts daran verändert werden. Berührte oder verschob jemand aus Versehen etwas, bekam er einen Wutanfall, den die anderen Kinder und die Nonnen ihm nie zugetraut hätten. Nachts schlief er neben seiner Miniaturküche und morgens, wenn er aufwachte, war er erst zufrieden, wenn er sich überzeugt hatte, dass nichts in Unordnung geraten war. Bis er irgendwann das Gesicht verzog, als wäre ihm alles unerträglich, und er leise vor sich hin fluchend sein Werk zerstörte. Nur kurz gab er sich mit einer Küche oder einem Wohnraum zufrieden. Bald schon vergrößerte er sein Terrain mittels Stoffresten, Garnspulen, Knöpfen, Reißzwecken, Fahrradteilen, Steinen, Sand und Glasscherben zu einem Miniaturreich. Als einmal ein Mädchen über einen Turm aus Garnspulen stolperte und ihn umwarf, stürzte sich Hashi auf sie und versuchte, sie zu erwürgen. Wozu ihm natürlich die Kraft fehlte. Dennoch regte er sich so auf, dass er die ganze Nacht hustete und hohes Fieber bekam.

Sein größtes Vergnügen bestand darin, Kiku durch sein Reich zu führen und ihm alles zu erklären: Hier ist der Bäcker, hier ein Gastank und da der Friedhof.

»Und wo sind die Schließfächer?«, fragte Kiku.

»Da«, sagte Hashi und deutete auf ein viereckiges Fahrradrücklicht mit einer kleinen Birne in einem orangefarbenen Plastikgehäuse. Den Metallrahmen hatte er tadellos poliert und die blauen und roten Elektrodrähte sauber aufgewickelt. Das Rücklicht war das Prunkstück in Hashis Reich. Allerdings empfand Kiku eine gewisse Gereiztheit über Hashis lebhaftige Begeisterung angesichts seiner Schätze. Wenn Hashi sich fürchtete oder weinte, fühlte Kiku sich wie ein Patient, dem man eine Röntgenaufnahme zeigte, denn er erkannte in Hashi seine eigene tief verborgene Angst und Trauer. Hashis Tränen sollten seine Wunden heilen. Doch nun galten Hashis ganze Sorge, seine Tränen und Ängste allein seinem Miniaturreich und hatten nichts mit Kiku zu tun. Die Wunde hatte sich selbstständig gemacht, hatte es geschafft, sich zu verkapseln, und Kiku musste den Verlust irgendwie ausgleichen.



Eines Tages wurde er von einer Nonne zu einer Polioimpfung ins Gesundheitszentrum gebracht und ging auf dem Heimweg verloren. Einem Busfahrer zufolge stieg er an einer Haltestelle am Westeingang des Bahnhofs Yokohama in einen Bus, in dem er viermal die gesamte Tour bis zur Endhaltestelle am Yachthafen Negishi und zurück drehte. Auf die Frage, wohin er denn wolle, habe er nicht geantwortet und weiter aus dem Fenster gestarrt, woraufhin der Busfahrer ihn der Obhut der Polizei übergab. Damit fing es an. Drei Tage später verließ Kiku am frühen Nachmittag das Waisenhaus und winkte ein Taxi heran. »Nach Shinjuku«, flüsterte er dem Fahrer zu, und dort angekommen, befahl er: »Jetzt nach Shibuya«. Der Chauffeur, dem das seltsam vorkam, lieferte ihn beim dortigen Polizeirevier ab. Beim nächsten Mal versteckte sich Kiku im Wagen des Getränkelieferanten, wurde aber erwischt, bevor dieser das Gelände verließ. Eines Tages schaffte er es sogar bis nach Kamakura, indem er einem Ehepaar, das den Friedhof besuchte, vorlog, er käme aus Kamakura und hätte sich verirrt.

Nach diesen Vorfällen unterstellte man Kiku der besonderen Aufsicht einer jungen Nonne, die nie mit ihm schimpfte und sich große Mühe gab, ihn zu verstehen. Sooft es ihre Zeit erlaubte, lieh sie sich den Wagen ihres Vaters, fuhr mit dem Jungen durch die Gegend und versuchte, etwas aus ihm herauszubekommen.

»Was gefällt dir denn so sehr daran, herumzufahren? Du fährst gern Auto und Bus. Wie kommt das?«

»Weil die Erde sich dreht«, antwortete Kiku. »Die Erde bewegt sich, da wäre es doch seltsam, auf der Stelle zu bleiben.«

In Wirklichkeit hatte die Erde nichts damit zu tun. Kiku wusste selbst nicht warum, aber er ertrug einfach keinen Stillstand. An einem Fleck zu bleiben war ihm unmöglich. Neben ihm rotierte etwas mit rasender Geschwindigkeit. Der Boden bebte vom Lärm der Triebwerke. Blitze aussendend startete das Etwas in schwindelerregendem Tempo und ließ Kiku zurück. Er empfand große Enttäuschung, bereitete sich aber sofort auf den nächsten Start vor. Kerosindämpfe stiegen auf und die Rotation und die Explosionen ließen die Luft und den Boden erzittern. Mitunter sprang Kiku hoch, weil sich das unterirdische Beben auf seinen Körper zu übertragen und ihn in die Höhe zu schleudern schien. Inmitten des ganzen Aufruhrs still zu bleiben, ertrug er nicht. Mit dem zunehmenden Getöse vor dem Abflug steigerte sich auch Kikus Panik. Er musste etwas tun. Musste an Bord des gewaltigen Flugobjekts gelangen.

Einmal, auf einem Ausflug in einen Vergnügungspark, stieg Kiku in die Achterbahn ein, aber nicht mehr aus. Die anderen Kinder kreischten vor Vergnügen und Entsetzen, aber sein Gesicht blieb wie versteinert. Als der Betreiber die junge Nonne aufforderte, Kiku aus dem Wagen zu holen, fand sie ihn kreidebleich und schweißüberströmt in den Sitz gekauert. Er hatte am ganzen Körper eine Gänsehaut und die Schwester musste seine kleinen Finger einzeln von der Haltestange lösen. Der Junge war wie erstarrt. An diesem Tag wurde ihr klar, dass Kiku nicht einfach fasziniert von Fahrzeugen war, sondern unter einer psychischen Störung litt. Auch Hashi zeigte sich verhaltensauffällig und attackierte ein Kind, das sich den Aufbauten aus Spielzeug, Abfall und Krimskrams um sein Bett genähert hatte, mit einer abgebrochenen Spritze. Die Nonnen wussten keinen anderen Rat mehr, als beide Jungen zu einem Psychologen zu bringen. Er erklärte ihnen, dass elternlose Kinder häufig gewisse Ausprägungen von Autismus entwickelten, was ihnen ja sicher nicht fremd sei.

»Nervöse Störungen bei Kindern und Kleinkindern sind – falls es sich nicht um ererbte Geisteskrankheiten handelt – in der Regel auf die Beziehung zu den Eltern und damit zusammenhängende Faktoren zurückzuführen. Vermutlich ist das bei beiden Jungen der Fall. Wie Sie als Erzieherinnen wissen, kommt es bei solchen Kindern immer zu gewissen Störungen. Die kindliche Psyche entwickelt sich parallel zum Körper und muss regelmäßig von außen stimuliert, unterstützt und gefördert werden. Es ist ausgeschlossen, dass ein Kind sich aus eigener Kraft zu einem geglückten Individuum entwickelt. Beide Jungen leiden unter einem Frühstadium von Schizophrenie. Ob es sich bei ihnen um eine organische Fehlfunktion, einen neurologischen Schaden, eine Stoffwechselerkrankung oder um eine ererbte Störung handelt, kann ich zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht sagen. Sehr wahrscheinlich handelt es sich bei beiden um einen extremen Fall von Autismus. Ich tippe auf ein frühkindliches Trauma, vermutlich bedingt durch den Verlust der Mutter innerhalb der postnatalen Phase von sechs Monaten. Solche Kinder neigen dazu, sich in illusionäre Welten zu flüchten, und sind kaum in der Lage, mit der Außenwelt zu kommunizieren, die sie als feindlich wahrnehmen, da sie ihr die Schuld an der Trennung von der Mutter geben. Also wollen sie sie zerstören, woraus sich wiederum Allmachtfantasien ergeben. Hashio Mizouchi verweigert so gut wie jeden Kontakt zu anderen und schafft sich eine Art eigene Miniaturwelt. Ich unterscheide zwei Arten von Autismus – eine positive und eine negative Ausprägung. Ein Patient, der sich von der Außenwelt abschottet, kann seelisch reich oder verarmt sein, wenn seine Welt leer ist. Hashio ist natürlich ein reicher Autist, denn er besitzt die Fähigkeit zur Kreativität. Kikuyuki Sekiguchi hingegen leidet unter der panischen Angst vor einem Stillstand. Sie treibt ihn dazu, ständig in Bewegung zu bleiben. Diesen Aktivitäten liegt jedoch keinesfalls der Drang nach einer

wie auch immer gearteten Kontaktaufnahme zur Außenwelt zugrunde. Vielmehr sind sie der Versuch, zu sich selbst vorzudringen. Seine Vorstellung, dass etwas neben ihm mit lautem Getöse aufbricht, ist eigentlich Ausdruck seiner Angst vor innerer Spaltung. Das, was Hashio Mizouchi dazu veranlasst, seine Spielzeugwelt zu bauen, und das, was Kikuyuki Sekiguchi solche Angst macht, ist im Grunde das Gleiche. Was glauben Sie ist es? Es ist Energie. Nach Ihrem Anruf habe ich interessehalber ein wenig recherchiert. Zwischen 1969 und 1975 sind landesweit 68 Säuglinge in Münzschließfächern – der Terminus ist ›Coin Locker Babys‹ – entdeckt worden, allerdings waren so gut wie alle tot. Der größte Teil war nach seinem Ableben dort deponiert worden. Die Übrigen sind entweder im Schließfach erstickt oder später im Krankenhaus gestorben. Nur zwei dieser Kinder haben überlebt. Natürlich haben sie keine bewusste Erinnerung an das, was damals mit ihnen geschehen ist. Ich glaube, die unbewusste, postnatale Todesangst und ihr heftiger physischer Widerstand dagegen hat sich in ihre Gehirne eingegraben, in den Hypothalamus oder bestimmte Gedächtnisbahnen. Der gewaltige Energieaufwand, durch den die beiden überlebt haben, hat Spuren hinterlassen, die bei gewissen Anlässen die neuronalen Verknüpfungen stören. Das heißt, die Energie bricht so stark hervor, dass die beiden sie nicht mehr zu kontrollieren vermögen. Sie werden viele Jahre brauchen, um zu lernen, sie zu kanalisieren.«

Was also sollten sie tun, fragten die Schwestern. Die beiden würden bald eingeschult und kämen vielleicht für eine Adoption infrage. Hätten sie denn überhaupt eine Chance, sich normal zu entwickeln?

»Tatsächlich gibt es eine Behandlungsmethode, die ich für effektiv halte. Dabei wird die Tätigkeit des Gehirns, der Nervenzellen und des Stoffwechsels so verlangsamt, dass die Energie auf ein kontrollierbares Maß absinkt. In Amerika wendet man diese Therapie bei akuter Schizophrenie an. Unterstützt von Halluzinogenen. Der Patient kehrt in den Mutterschoß zurück, wo er einer absoluten Ruhe und Regelmäßigkeit ausgesetzt ist. Er hört Geräusche wie im Mutterleib – den Herzschlag der Mutter und das Rauschen von Körperflüssigkeiten. Er nimmt das gesamte komplexe Geräuschesystem der verschiedenen Organe, des Blutes und der Lymphflüssigkeiten wahr, dem ein Fötus ausgesetzt ist. Als die Einzelheiten dieser Methode bekannt wurden, äußerte Michael Goldsmith, ein Neurochemiker an einer Universität in Massachusetts und SF-Autor, eine interessante Beobachtung. Die Herztöne hätten große Ähnlichkeit mit Signalen, die ein Satellit abgibt, den die Raumfahrtbehörde zur Kontaktaufnahme mit Außerirdischen ins All geschossen habe. Das ist natürlich ein Zufall. Aber ich kenne diese Herzsimulationen, sie haben eine erstaunliche Wirkung. Wenn man sie in halb wachem Zustand hört, empfindet man überwältigende Ruhe und Glückseligkeit. Es steht mir nicht zu, mich über religiöse Empfindungen zu äußern, aber unter dem Zustand christlicher Glückseligkeit stelle ich mir genau so etwas vor.«

Ab dem folgenden Tag besuchten Kiku und Hashi regelmäßig die Klinik. Man verabreichte ihnen eine bestimmte Menge eines Schlafmittels und setzte sie ein bis zwei Stunden den Herztönen aus, die ein Embryo hört.

Der Behandlungsraum war ungefähr fünfzehn Quadratmeter groß und mit einer weichen Gummimasse ausgekleidet, damit die Patienten sich nicht verletzten, falls sie außer sich gerieten. Die Geräusche kamen aus Lautsprechern in den Wänden und an der Decke, die jedoch mit einem unauffälligen Stoff überzogen und nicht sichtbar waren. Kleine Lichtquellen in einer Fuge zwischen Decke und Wand sorgten für gleichmäßige Beleuchtung. Das einzige Möbelstück war eine ziemlich große Liege. Ihr gegenüber befand sich hinter einer dicken Glasscheibe ein großer Bildschirm. Nachdem Kiku und Hashi das mit Guavensaft vermischte Schlafmittel eingenommen hatten, setzte sich der Arzt zu ihnen auf die Liege. Der Raum wurde langsam, fast unmerklich abgedunkelt. Auf dem Bildschirm erschienen in endloser Wiederholung ein Südseestrand, an den die Wellen schlugen; Skifahrer, die durch Neuschnee stoben; eine Herde Giraffen, die in Zeitlupe vor einem Sonnenuntergang dahingaloppierte; ein weißes Segelboot, das die Wellen teilte; ein Korallenriff voll tropischer Fische; Vögel, Drachenflieger, Ballerinen und Trapezkünstler. Diese Bilder veränderten sich kaum wahrnehmbar: die Größe der Wellen, das Licht der untergehenden Sonne, die Farbe des Meeresbodens, die Geschwindigkeit des Segelbootes, die Landschaft und die Kulissen. Wenn den Jungen das Bewusstsein schwand, war das Zimmer bereits dunkel. Die bei ihrer Ankunft kaum hörbaren Geräusche wurden allmählich lauter und sehr viel lauter, sobald die beiden eingeschlafen waren. Als sie fünfzig bis achtzig Minuten später aufwachten, liefen vor ihnen noch immer die gleichen Bilder ab, sodass sie den Eindruck hatten, die Zeit wäre stehen geblieben. Die Behandlung begann vormittags um 10.30 Uhr, eine Zeit, zu der sich der Sonnenstand kaum merklich verändert. Hatten sie die Klinik bei Sonnenschein betreten und es begann während der Therapie zu regnen, spielte man ein paar Minuten bevor sie aufwachten, Regengeräusche ein und

stimmte die Beleuchtung auf einen Regentag ab. Übrigens wussten Kiku und Hashi nicht, dass sie therapiert wurden. Die Nonne und der Arzt sagten ihnen, sie sähen sich nur Filme im Krankenhaus an.

Schon nach einer Woche zeigten sich die ersten Ergebnisse. Die beiden Kinder kamen nun selbstständig ins Krankenhaus und die Nonnen mussten sie nicht länger begleiten. Nach einem Monat ersetzte der Arzt das Schlafmittel durch Hypnose, um zu erkunden, wie sich die gewalttätige Energie im Unterbewusstsein der beiden verändert hatte.

»Was seht ihr, wenn ihr die Geräusche hört?«, fragte er.

»Das Meer«, erwiderten beide im Chor.

Kiku schilderte das Meer, als würde er von dem bärtigen Christus auf dem Bild in der Kapelle gen Himmel gehalten und von der Klippe darauf hinuntersehen. Es war ruhig und glitzerte. Er war in etwas sehr Weiches eingewickelt und ein kühler Wind wehte.

Nach etwa hundert Sitzungen bestellte der Psychologe die Nonnen zu sich.

»Die Therapie ist fast beendet. Sehr wichtig ist es, die beiden nicht merken zu lassen, dass sie sich verändert haben. Sie dürfen ihnen nichts von den Herztönen erzählen.«



Kiku und Hashi warteten im Krankenhausflur und sahen aus dem Fenster. Der obere Teil leuchtete golden, während darunter das grüne Blattwerk eines Ginkobaums im Wind flirrte. Als sich die Aufzugstür öffnete, drehten sich die beiden Jungen um. Eine Schwester schob einen ausgezehrten alten Mann mit einem Verband um die Brust und einem Schlauch in der Nase vorbei und unterhielt sich dabei mit einem Mädchen, das einen großen Lilienstrauß trug. Kiku und Hashi musterten den Mann. Seine blaugeäderte Haut war blass, aber seine Lippen waren feucht und rot. Seine Knöchel waren mit Lederriemen am Bett fixiert und aus den Infusionsnadeln in seinen Armen sickerte ein wenig Blut. Er öffnete die Augen. Als er die beiden Jungen bemerkte, verzog er die Lippen zu einem Lächeln. Sie lächelten zurück. In dem Moment traten die Nonnen aus dem Büro am Ende des Flurs und eine wiederholte die Worte des Psychiaters.

»Den beiden ist nicht bewusst, dass sie sich verändert haben. Sie glauben, die Welt hätte sich verändert.«

## 2

Im Sommer vor Kikus und Hashis Einschulung wurde ihre Adoption beschlossen. Die Nonnen übergaben sie an ein Ehepaar, das sich eigentlich Zwillinge gewünscht hatte.

Der Antrag war vom Sankt Maria-Verein für Nachbarschaftshilfe auf einer Insel vor der Westküste Kyūshūs gestellt worden. Die beiden Jungen weigerten sich, das Waisenhaus zu verlassen, bis man ihnen ein Foto von ihren künftigen Pflegeeltern zeigte, ein Ehepaar, abgelichtet vor dem Meer als Hintergrund.

Am Abend vor ihrer Abreise veranstalteten die Nonnen ein Abschiedsfest. Im Namen aller überreichte ein Kind den beiden Jungen zum Andenken ein Geschenk – jeweils ein Taschentuch, bestickt mit Kirschblüten und den Namen aller Kinder. Hashi fing an zu weinen. Kiku schlich sich unbemerkt in die Kapelle, wo es nach Staub und Moder roch, um noch einmal den Vater, der das Lamm gen Himmel hielt, zu betrachten. Er starrte auf das Bild, bis man ihn zum gemeinsamen Gebet holte.

Eine Nonne begleitete die Jungen im Shinkansen bis Hakata und übergab sie dort einem Fürsorgebeamten der Präfektur Nagasaki. In einem Dampfzug fuhren sie mit ihm zu einem kleinen Bahnhof, wo sie in einen Bus umstiegen. Kiku wunderte sich, dass der Mann einen schwarzen Anzug trug, obwohl es in dem Bus so heiß war, dass einem sogar nackt der Schweiß hinabgelaufen wäre. Aber Hashi deutete schweigend auf die Hände des Beamten. Sie waren voller Brandnarben. Der ist an Hitze gewöhnt, flüsterte er.

Nachdem der Bus eine lange gerade Straße hinaufgefahren war, kam das Meer in Sicht. Sie sahen eine rostige Fähre, ein Kap und sonnengebleichte Inseln. Wolken türmten sich am Horizont. Kaum am Hafen angekommen, rannten Kiku und Hashi zum Meer, das in der Hitze diesig vor ihnen lag. Sie kletterten auf die Uferbefestigung. »Mann, Kiku! Wie weit man sehen kann!« Als Hashi die Reusen betrachtete, gab einer der Fischer ihm einen Fisch mit runden Augen und rundem Bauch, der, nachdem er eine Weile gezappelt hatte, im Staub verendete. Kiku fuhr mit dem Finger über den scharfen Schwanz, fand, dass er stank, und warf den Fisch ins Meer.

Der Mann in Schwarz rief nach den beiden. Er hatte Fahrkarten und Eiscreme für die Jungen gekauft. Auf der Fähre war es so stickig, dass sie kaum atmen konnten. Außerdem stank es nach Öl. Der Kiosk war geschlossen und der Getränkeautomat war außer Betrieb, ebenso wie der Fernseher und der Ventilator. Der Beamte reichte ihnen das schon halb geschmolzene Eis. Die Plastiksitze in der Fahrgastkabine waren aufgerissen, gelber Schaumstoff quoll hervor und die Krümel lagen überall auf dem sandigen Boden verstreut. Etwas von dem Eis war auf die schwarze Hose des Beamten getropft. Der Mann zückte ein Taschentuch und wischte angeekelt daran herum.

»Seid ihr müde?«, fragte er Kiku und Hashi.

Den beiden war schlecht von dem Gestank nach Öl und dem Schaukeln des Schiffes. Sie leckten ihr Eis, um den stechenden Geruch loszuwerden.

»Ob ihr müde seid? Könnt ihr nicht antworten?«, schrie der Beamte sie an.

Erstaunt nahm Hashi sein Eis aus dem Mund. Er antwortete leise, als würde er aus einem Buch ablesen. »Wir sind aus dem Kirschblütenheim in Yokohama und fahren zu unserer neuen Mama und unserem neuen Papa.« Das Eis in seiner rechten Hand tropfte auf den Boden.

»Das habe ich nicht gefragt. Ob ihr müde seid, will ich wissen.«

Hashi fing an zu zittern. Seit jeher jagten erwachsene Männer ihm Angst ein. Den Tränen nah, wiederholte er: »Wir sind aus dem Kirschblütenheim in Yokohama und fahren zu unserer neuen Mama und unserem neuen Papa.«

Der Mann leckte das Eis ab, das auf seine vernarbte Hand getropft war, und lachte. »Mehr kannst du wohl nicht sagen? Wie ein Papagei.«

Daraufhin drückte Kiku sein Eis auf das Jackett des Fürsorgebeamten und rannte über das Deck, um ins Meer zu springen. Der Mann holte ihn ein.

»Dafür entschuldigst du dich!«, brüllte er dem Jungen ins Ohr. Sein Atem stank wie der Fisch, der gerade im Sand verendet war. Kiku lachte ihm ins Gesicht.

Der Mann gab ihm einen leichten Klaps auf die Wange. »Was gibt es da zu lachen? Entschuldige dich!«

Nun klammerte sich Hashi an das Jackett des Mannes und entschuldigte sich immer wieder, da die Nonnen ihm eingeschärft hatten, er müsse für Kiku sprechen, da dieser nicht gern rede. Der Mann zog sein Jackett aus und wusch es unter dem Wasserhahn in der Toilette. Kiku und Hashi legten sich auf die harten Sitze. Immer wieder hielten sie sich die Hände an die Nase, damit der süße Geruch nach Vanille den Ölgestank überlagerte. Irgendwann schliefen sie ein.

Die Insel hatte die Form eines Tieres. Als sie in den Hafen einliefen, war sie nur ein schwarzer Umriss vor der sinkenden Sonne und wirkte wie die von einem Lichtstreifen umgebene Silhouette eines Tigers.

Ihre Pflegeeltern holten sie am Pier ab. Vielleicht lag es an der Dunkelheit, aber Hashi dachte, ihre neue Mutter sei mit einem Kind gekommen. Doch Shuichi Kuwayama, ihr Mann, war wirklich sehr klein. Enttäuscht betrachtete Kiku seinen künftigen Vater, während der Beamte sie einander vorstellte. Kuwayama war nicht nur klein, er hatte auch dünne weiße Arme und Beine, hängende Schultern und eine eingefallene Brust. Er trug einen Bart und sein Haar war schütter. Er hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Vater in der Kapelle.

»Lasst uns nicht hier stehen. Gehen wir in die Kantine«, quäkte der Vater. Hashi stieß Kiku in die Seite und lachte.

»Der spricht ja wie der Roboter in dem Raumschiff, der nicht rechnen kann, was Kiku?«

In der Hafenkantine bestellten die Kinder Reismeletts, die Eltern und der Mann von der Fürsorge Nudeln und Sake.

Der Beamte schenkte Kuwayama Sake ein und erzählte ihm, dass Kiku ihm Eis auf die Jacke geschmiert habe. »Den müssen Sie hart anfassen!«

Die neue Mutter war vom Hals aufwärts dick gepudert, und weil sie so schwitzte, verlief der weiße Puder und sammelte sich in den Schlüsselbeinvertiefungen. Kazuyo Kuwayama war etwas über vierzig und sechs Jahre älter als ihr Mann Shuichi.

Nachdem Kazuyo sich von ihrem ersten Mann getrennt hatte, war sie mit einem Onkel auf die Insel gekommen, auf der damals noch Kohle gefördert wurde. Ihr Onkel war Bergmann. Zu der Zeit hatten über fünftausend Minenarbeiter auf der Insel gelebt, von denen die Hälfte ledig war. Kazuyo begann eine Lehre als Kosmetikerin und amüsierte sich großartig. Sie war grobknochig, hatte kleine Augen und eine etwas zu große Nase, aber es gab keinen Tag, an dem nicht einer der Bergleute mit ihr ausgehen wollte. Doch Kazuyo ließ sich nie mit einem von ihnen ein. Nicht etwa weil sie aus den schlechten Erfahrungen ihrer ersten Ehe gelernt hatte, sondern weil sie aufgrund der vielen Angebote etwas zu viel Selbstvertrauen entwickelte und überzeugt war, am Ende würde ein noch besserer Mann auftauchen. Die Männer machten ihr Komplimente, sagten, sie sei schön. Anfangs glaubte sie ihnen nicht. Bevor sie auf die Insel gekommen war, hatte ihr noch nie jemand gesagt, sie sei schön. In ihrem ganzen Leben nicht. Nach der Arbeit im Schönheitssalon ging sie mit einem Auserwählten essen, tanzen, ins Kino oder Pachinko spielen. Wieder zu Hause, betrachtete sich Kazuyo vor dem Schlafengehen lange im Spiegel. Sie rief sich all die Worte, die der Mann ihr zugeflüstert hatte, noch einmal ins Gedächtnis und versuchte, im Spiegel zu ergründen, was an ihr so schön war. Das war nicht leicht zu entdecken. Schließlich dachte sie, es müssten ihre Lippen sein. Oder ihre glatte weiße Haut. Dass Kazuyo sich keinen bestimmten Liebhaber nahm, lag daran, dass – ganz anders als vor ihrer Ankunft auf der Insel – immer mindestens drei Männer sie umschwärmten.